



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wie auf dem Lande gewählt wird

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wie von einer den Fürstensohn befallenen Krankheit, einem den Lokomotivenführer betroffenen Unglück, einer zwischen den Parteien gewalteten Uneinigkeit, einem seit langer Zeit bestandenen Saatmarkt, einer im vorigen Jahrhundert obgeschwebten Rechtsfrage und ähnlichem grammatischen Schandzeug, das man alle Tage lesen kann. Und er thut auch klug daran, denn solche Verbindungen sind und bleiben gegen das deutsche Sprachgefühl, so häufig sie auch von Ungebildeten gebraucht werden. Vor kurzem hatte ich an mehrere Hundert Personen eine Zuschrift abzufassen, auf die ebenso viel hundert teils ablehnende, teils zustimmende Antworten eingingen. Ich beauftragte einen dienstbaren Geist, einen Schreiber, mit der Durchsicht und Ordnung der eingelaufenen Antworten. Als er fertig war, legte er mir zwei Mappen vor, und auf der einen stand: abgelehnte Schreiben, auf der andern: angenommene Schreiben. Was soll das heißen? fragte ich. Nun, das hier sind die Schreiben, die angenommen haben, und das hier sind die, die abgelehnt haben. Großartig interessanter Fall für den Germanisten — nicht wahr? Aber so würde doch selbst der liederlichste Zeitungsschreiber nicht schreiben. Wie soll man denn aber das falsche stattgehabt und stattgefunden vermeiden? Es ist doch so kurz und bequem, soll man immer Relativsätze bilden? Nein, man soll schreiben: die veranstaltete Feier, die abgehaltene Versammlung, die vorgenommene Abstimmung, die bewilligte Audienz u. s. w. Mit ein klein wenig Nachdenken ist der langweilige Fehler sehr leicht zu vermeiden.

(Fortsetzung folgt)



Wie auf dem Lande gewählt wird



Ennst du den Vogelsberg? Wahrscheinlich nicht, denn dieses von der gewöhnlichen Heerstraße abliegende Gebirge zwischen Wetterau einerseits und Fulda- und Kinzigthal andererseits hat es noch zu keiner großen Berühmtheit gebracht. Zwar hat sich ein Vogelsberger Höhenklub gebildet, zwar hat dieser ein Vogelsberger Höhenklub-Niederbuch und einen Führer durch den Vogelsberg herausgegeben, aber weder Bädeler noch Meyer, nach denen der größte Teil der Reisenden sein Reisespensum abläuft oder abfährt, erwähnen seiner. Nur von ferne sieht der auf den vielbefahrenen Schienensträngen dem holdern Süden entgegenfahrende Reisende seine hinter einander sich aufstürmenden Höhenzüge erblauen und meint, da drüben sei nichts, was das Sehen lohne.

Und doch siehst du dort so schöne, große Buchenwälder, unterbrochen durch liebliche, mit Dammwild belebte Waldwiesen an seinen Rändern, wo der Basalt in den Sand übergeht, so schön eingeschnittene Thäler, und hie und da geradezu wundervolle Aussichtspunkte, und dann wieder altertümliche Städtchen, und Berge mit stolzen Schlössern, wie du sie in manchem viel gepriesenen mitteldeutschen Gebirge nicht siehst, wenn auch das Basaltgebirge mit seinen flachen, muldenförmigen Thälern etwas Einförmiges hat. Der Berliner fehlt zwar noch, aber dafür kannst du dort den Zauber der Waldeinsamkeit, der die Nerven so köstlich ausspannt, in vollen Zügen genießen.

So ist auch das Volk des Vogelzuges kerndeutsch, nicht, wie andre, durch die fortwährenden Mischungen mit den über sie hinziehenden Völkerwogen um alle eigentümlichen Eigenschaften gebracht. Es ist ein Kernvolk, echtes altes Schattenblut. Man erstaunt oft, wie ganze Dörfer noch den Eindruck des unverfälschten Rassentypus machen. Die Germania des Tacitus sieht man lebendig vor sich: *truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora*. Auch die altgermanische Sitte, daß der Bauer in der Mitte seiner Felder wohnt, und nur kleine oder gar keine Dörfer vorhanden sind, findet sich in manchen Strichen.

Aber leider seufzt das Volk unter schlimmen Tyrannen, die ihm sein Mark aussaugen und es in jammervolle Armut stoßen; die schlimmsten sind: die Sittenlosigkeit und die Trunksucht. Ich will hier den Schleier nicht weiter heben; es muß aber jeden wahren Freund des Volkes mit tiefem Jammer erfüllen, daß ein so tüchtiger, kernhafter Menschenschlag so ins Elend kommt! Die Ehe wird grundsätzlich erst dann geschlossen, wenn die Hoffnung auf Nachkommenschaft gesichert ist; die Mädchen werden nicht im mindesten behütet, sie werden vollständig sich selbst überlassen; die Spinnstube, um deretwillen so manche mit gutem Lohn in der Stadt dienende Magd Dienst und Lohn im Stiche läßt, ist das gerade Gegenteil von der bei W. D. von Horn geschilderten Spinnstube, oft ist sie ein organisiertes Bordell. Daß die Magd zu andern Diensten auch den hat, die Konkubine des Herrn zu sein, wird oft geradezu vorausgesetzt. Die Braut erscheint wohl am Altar im weißen Unschuldsgewand und mit dem Myrthenkranz im Haar; wie wenig ihr aber dieser Schmuck zukommt, kann auch der Kurzsichtigste sehen.

Und ebenso steht es auch mit dem andern Dämon, der des Volkes Kraft verzehrt, der Trunksucht. Das Hauptgetränk ist der Schnaps, und die verbrauchten Mengen sind ungeheuer. Jeder mittlere und kleine Bauer hat sein Schnapsfaß auf dem Zapfen liegen; jeden Tag zweimal, meist noch öfter, wird von der ganzen Bauernfamilie, Frauen, Kinder und Mägde einbegriffen, das lärgliche Mahl reichlich mit Schnaps gewürzt. Der Tagelöhner, der Leineweber, das Kind in der Wiege schon, sie haben als höchstes ersehntes Reizungsmittel nichts andres als den Schnaps. Bekommt der Bauer, bekommt die verwitwete Bäuerin junge Leute ins Haus, so übergeben sie das Gut und ziehen sich auf ihr Altenteil zurück. Früher lebten sie mit den jungen Leuten an einem Tische, und der „Auszug,“ die den Alten gerichtlich zugesprochenen, von den Jungen zu liefernden Nahrungs- und Gebrauchsgegenstände, wurde selten gefordert und gegeben. Die jungen Leute kamen rasch zu Wohlstand. Jetzt ist das anders. Die Alten leben als Pensionäre, und als müßte es so sein, machen sie es wie jener Kunz, von dem die Ballade singt:

Und weil jedermann ihn kannte,
 Sub er stracks zu saufen an.

Dem Trunk ergebene Frauen, dieses Scheußlichste von allem Traurigen, kann man genug sehen.

Seit zwei Jahrzehnten ist allerdings das Biertrinken mehr in Aufnahme gekommen, und wer das Bier als den Herold der Zivilisation begrüßt, könnte sich freuen über die Mengen des vertilgten Stoffes. Aber es ist damit nichts gebessert worden. Der Gewohnheitstrinker hat das Bedürfnis, auch wenn er Bier trinkt, sich einen Rausch anzutrinken, der dem Schnapsrausch an Kräftigkeit nahe kommt, und so muß es die Masse thun. Dem Trinker kommt sein Rausch nur teurer. Man hat ja studirt und hat auch sein Maß vertragen können, man hat andre gesehen, die auf diesem Gebiete wahre Helden waren; aber vor den Leistungen dieser Helden müssen sich doch unsre Mühsöhne verneigen.

Infolge dessen kommt so leicht kein Kleinbauer, kein Knecht zu eignem, unverschuldetem Besitz. Heiratet er, so wird er einem Großbauern zinspflichtig, der ihn in eins der ihm gehörigen Häuschen setzt, und dem er, wenn er nicht auf die Straße gesetzt werden will, wie ein Höriger unterthan ist. Der Mittelbauer, der fast nichts verkaufen kann und auf dem die Staats- und besonders die Kommunalsteuern sehr hart lasten und dessen Frauenzimmer es den Städtern und Großbauern gleich thun wollen, kommt mit jedem Jahre schlechter aus; seiner bald heiratsfähigen Kinder wegen geht er in seiner Verlegenheit nicht zu den Darlehnskassen, sondern zum Bucherer; der schweigt, der weiß zu allen Sachen Rat, er vermittelt auch schon zum großen Teile die Heiraten; an solchen Leuten verdient er Hunderte von Prozenten. Daß der Vogelsberg, wo der Antisemitismus sonst kaum gekannt war, jetzt auf einmal alle frühern Parteien von sich wies und einen Antisemiten in den Reichstag schickte, läßt ahnen, wie schwer der Druck ist, der auf den Leuten lastet, und welche Gesinnung das Volk gegen seine „Treiber“ hegt. Nicht als ob ich den Antisemitismus, der vom Haß lebt und den Haß predigt, empfehlen möchte; man lerne unser Volk wieder fleißig, mäßig, sparsam und gottesfürchtig sein, dann wird ihm am besten geholfen sein. Daß der Handelsjude auf dem Lande, der Tag für Tag von morgens bis abends an seinem Geschäft ist und an nichts andres denkt als an sein Geschäft, der die Woche draußen lebt, ohne etwas zu verzehren, auch wenn er keine halsabschneiderischen Geschäfte treibt, es weiter bringen muß als der leichtsinnige und faule Vogelsberger, ist doch ganz begreiflich.

Aber, wird der Leser fragen, wozu ist denn der Pfarrer da? Warum läßt er denn die Gemeinheit, Roheit und Verkommenheit ins Riesengroße wachsen? Warum stellt er sich nicht mit ganzer Kraft entgegen? Ja, der Pfarrer! Vor dreißig und vierzig Jahren konnte er noch etwas machen, da stand er da, wie ein Hirte unter seiner Herde, wie ein Vater unter seinen Kindern, da war es geradezu wunderbar, mit welcher Ehrfurcht selbst unwürdigen Subjekten, die ja in jedem Stande vorkommen, begegnet wurde. Aber jetzt ist das alles ganz anders. Der Kulturkampf ist hier wie fast überall, obgleich er gar nicht gegen die evangelische Kirche geführt werden sollte, doch thatsächlich auch gegen sie geführt worden. Hier ist auch die köstliche Geschichte vorgekommen, daß ein Dorfbürgermeister bei der Verwaltungsbehörde anfragte, welchen Schnitt er an seinem Chorrocke anbringen solle, den er sich doch zur Vollziehung der bürgerlichen Trauung müsse machen lassen. Der bessere Teil des Volkes hielt damals mit Entsetzen die Zeit für gekommen, wo die Kirche mit ihren Einrichtungen abgeschafft werden sollte, der schlechtere begrüßte es schon mit Freuden. Als vor dreizehn Jahren eine ganz mäßige Kirchensteuer eingeführt wurde, fanden sich Gemeinden, die die Einrichtung verweigerten und mit dem Austritt drohten. Bei jeder Reichstagswahl kommen die Juden, groß und klein, alt und jung, und ihre stehende Redensart ist: Wollt ihr wieder in die alte Dummheit zurück? Wollt ihr euch wieder unter die

Pfaffenherrschafft bringen lassen? Das alles hat Eindrücke hinterlassen, mit denen der Pfarrer rechnen muß, wenn er sich nicht unmöglich machen will.

Der Vogelsberger Bauer teilt seine Pfarrer in zwei Klassen. Die einen nennt er „garstige Kerle,“ das sind die, die schimpfen, d. h. von Zeit zu Zeit nicht anders können, als ihrem Schmerz über das zunehmende Verderben Ausdruck geben; die andern nennt er „gut,“ das sind die, die Gottes Wasser über Gottes Land laufen lassen. Als der Verfasser dieser Zeilen seinerzeit sein Amt im Vogelsberg antrat, wurde er von einem sehr braven und sonst sehr einsichtsvollen Kirchenvorsteher dringend gebeten, sanft aufzutreten und die Leute nicht zu reizen: die Leute wollen das nicht hören; sie wissen, daß Sie keine Macht über sie haben; sie glauben, sie thäten alles, wenn sie noch zur Kirche kämen; Sie würden alsbald, und zwar für lange Zeit, eine leere Kirche haben. Ich entgegnete, ich würde vorsichtig sein, aber thun, was mich mein Gewissen thun heiße.

Bei Gelegenheit einer sogenannten „Mezelsuppe“ kam es nun vor, daß Mann, Frau und Bruder den Schnaps aus einer Gießkanne tranken, und zwar in ungeheuren Mengen. Der Mann starb alsbald, die beiden andern kamen mit dem Leben davon. Der Fall erregte selbst in dem sonst gegen derartige Vorgänge so nachsichtigen Vogelsberg großes Aufsehen. Ich hielt es für meine Pflicht, den folgenden Sonntag darauf hinzuweisen, vor Ausschreitungen zu warnen, zur Mäßigkeit zu mahnen; alles ganz mild. Aber welche Flut des Hasses hatte ich da gegen mich entfesselt! So viel und so schlimm bin ich in meinem Leben nicht wieder gescholten worden! Ich war alsbald ein „garstiger Kerle“; jedes Wort wurde nun anders gedeutet, als es gemeint war. Mein Vater, der einige Stunden entfernt in der Kreisstadt wohnte, kam eigens zu mir gefahren, er bat mich flehentlich, vorsichtig zu sein. Die Menschen schlagen dich tot, sagte er. Dieses Vorkommnis ist typisch. Das gegenwärtige Geschlecht wird schwerlich durch die Zucht ihrer Pfarrer allein gebessert werden können.

Und diesem Volke hat man das allgemeine direkte Wahlrecht gegeben! Es wählt in direkter Wahl zum Reichstage — das schon ist schlimm —, es wählt aber auch in direkter Wahl seine Bürgermeister, und das ist geradezu entsetzlich. Ich will nun hier eine Bürgermeisterwahl auf dem Lande beschreiben und bemerke, daß ich wohl hie und da einige Züge weglasse und andre, die anders woher genommen sind, einfüge, daß aber das zu entrollende Bild Wahrheit und keine Dichtung ist.

Nähe bei einander liegen zwei Dörfer, die wir Sonnesfeld und Westeroode nennen wollen. Jedes von ihnen hat seinen Pfarrer; zu jedem gehört eine Anzahl von Filialen; die Pfarrer begegnen sich auf ihren häufigen und weiten Dienstgängen oft; sie sind darauf angewiesen, gute Nachbarschaft zu halten und haben auch immer, so sehr die Personen wechselten, gute Nachbarschaft gehalten. Es ist ja gar angenehm, ein befreundetes Haus in der Nähe zu wissen, wo man ein vertrauliches Wort reden kann. Nun war in Sonnesfeld Bürgermeisterwahl. Das geht in kleinen und großen Städten gewöhnlich glatt ab. Man ist froh, wenn man einen tüchtigen Mann hat und wählt ihn gern wieder. Ganz anders auf dem platten Lande.

Viele Städte, die nur auf kurze Zeit aufs Land kommen und die Leute gleichmäßig in derselben Kleidung, bei derselben Arbeit, mit demselben Gesichtskreis und denselben Lebenserfahrungen sehen, meinen wohl, daß sich im Dorfe einer dem andern gleich fühle und gleich stelle. Weit gefehlt! Hier geht es nicht zu, wie in Besitzners Idyllen. Der Unterschied, der zwischen dem reichen Pferdebauern und

dem armen Kuhbäuerlein und wieder der, der zwischen dem Kuhbauer und einem Tagelöhner oder Knecht gemacht wird, ist viel größer als der, der in einer Stadt zwischen dem Millionär und seinem Kutscher gemacht wird. Der Bauer ist der größte Aristokrat, den es giebt. Er, der sonst so schweigsame, wird beredt, seine Sprache geradezu reich, wenn es gilt, seine Geringschätzung gegen einen Armen, gegen „einen von der Sort“ auszudrücken. Da die reichen Bauern, ohne den Malthus gelesen zu haben, doch nach Malthus leben, also meist nur ein oder zwei Kinder haben, so häuft sich nach und nach der Reichtum in einzelnen Händen. Die stattlichen Häuser mit großen gepflasterten Höfen, um die sich zwei bis drei Scheunen und andre Wirtschaftsgebäude lagern, im Glanz der frischen Farbe strahlend, sehen neben den Häuschen der Kleinbauern und Tagelöhner fast wie Schlösser aus. Und ein ähnliches Selbstbewußtsein, wie das eines Schloßherrn, schwellt auch des reichen Bauern Brust. Geht er auch in selbstgewebtem Wams von blaugefärbter „Weiderwand,“ starrt er auch von Schmutz, pfeift auch der Wind durch die Löcher seiner Kleidung, er fühlt sich doch mit Stolz als den reichen Bauern, der etwas ist und etwas gelten will.

Auch die Frau, die im seidenen Kleide zur Kirche und zu den Jahrmärkten im eignen grünen Federwagen oder in der „Chaise“ fährt, ist von ähnlichem Geiste erfüllt. Sie möchte gern „Frau Bürgermeister“ heißen. Da kommen die Beamten alle von der Stadt in ihr Haus, da muß auch der Pfarrer und der Lehrer, wenn sie es erträglich haben wollen, sich vor ihr beugen und verneigen. Daß ihr „Hannes“ ein großer Schafskopf ist, dem in der Schule nichts beigebracht werden konnte, und der das Wenige, was er konnte, längst wieder vergessen hat, der kaum noch seinen Namen schreiben und nur stockend lesen kann, ist freilich fatal; aber das thut nichts. Da wird schon der Lehrer helfen; da kommt Sonntags der oder jener Schreiber aus der Stadt, der es für ein Williges thut, sodaß der gewählte Konsul bloß noch seinen Namen zu schreiben hat. Giebt es Strafen zu bezahlen, was leidet man nicht für die Ehre? Wir können es ja, sagt sich die gute Frau. Nun wird der Hannes bearbeitet; mit blödem Grinsen ergiebt er sich darein, des Dorfes Vater zu werden. Dann werden die „Freunde,“ d. i. die Verwandten zugezogen, und es wird über die Möglichkeit beraten, mit der Kandidatur durchzudringen.

In den kleinen Dörfern kennt man eines jeden Verhältnisse ganz genau. Die Angaben bei der Selbsteinschätzung zur Kapitalrentensteuer bleiben nicht geheim. Man weiß von jedem Hause, wer da die erste, die zweite oder die dritte Hypothek hat. Man weiß, wie viel „Anhang“ jeder große Bauer hat. Gewöhnlich ist durch die vorhergehenden Bürgermeister- oder Reichstagswahlen das Dorf in zwei Parteien gespalten. Spielen religiöse Interessen hinein, daß auf der einen Seite mehr die Unkirchlichen, auf der andern Seite mehr die Kirchlichen sind, so heißen die Parteien: die „Schwarzen“ und die „Roten.“ Selbst dreijährige Kinder versichern einander diesen Standpunkt ihrer Eltern. Man hört sie wohl einander fragen: Was bist du denn, ein „Schwarzer“ oder ein „Roter?“ Meistens aber sind die ihre Kräfte messenden Parteien nicht durch irgend welche Grundsätze getrennt. Es sind Parteien einflußreicher Familien, die um den Einfluß, um die Herrschaft, um die Beute ringen, mit demselben Eifer, mit demselben Haß, wie einst die Montecchi und die Capuletti in Verona, die Oddi und die Baglioni in Perugia, die Ghibellinen und die Welfen in allen Städten und Staaten Italiens. Nach und nach kommt auch so viel zwischen sie, daß der Haß immer größer werden muß. Hier ist nach der Wahl der gesamte Wahlvorstand wegen Wahlfälschung zu

Gefängnis verurteilt worden; nach der Entlassung behaupten sie ihre Unschuld; es seien Meineide, die zu ihrem Nachteil geschworen worden seien, und die habe die Gegenpartei mit Geld erkaufte. Dort sind, als die Wahlaufregung am höchsten ging, einige Häuser in Flammen aufgegangen. Die eine Partei sagt: das hat die Gegenpartei aus Haß gethan. Nein, sagen die andern, das haben sie selber gethan, um neue Hofrathen zu bekommen: sie sind beim Verschönerungsverein. Jeder hat vor dem andern Furcht. Keiner wagt es, allein zu gehen, und doch kommen Überfälle und Mißhandlungen vor. Es ist ein bellum omnium contra omnes.

Tritt von einer Partei ein einflußreiches Glied zur andern über, sodaß diese damit die Mehrheit bekommt, so ist sie wohl bereit, als Gegenleistung den dummen Hanneß auf den Schild zu heben. Wenn dann die einflußreichen Familien zu dem vorliegenden Fall Stellung genommen haben, dann handelt es sich um die „unsichern Kantoniſten,“ um die Armen, die verschuldeten Kleinbauern und Knechte. Für sie ist das halbe Jahr vor der Wahl eine wahre Freudenzeit. An der Sache, um die sich die Wahl dreht, liegt ihnen nie etwas, nur daran, daß jetzt eine Zeit kommt, wo sie auch etwas gelten, wo die hochmütigen Bauern sie auch etwas achten und um ihre Stimme werben müssen. Sie haben gewöhnlich jedem der Kandidaten ihre Stimme versprochen und haben doch nur eine abzugeben. Sie müssen sich also in Acht nehmen, denn Verpflichtungen haben sie nach beiden Seiten hin. Nach der Wahl versichern sie jedem der Kandidaten, daß sie ihn gewählt und den andern hinters Licht geführt hätten. Um dieser unsichern Urwähler sicher zu sein, werden allerlei Mittel angewandt, die geradezu raffiniert sind und zeigen, was Bauernschlaueit aushecken kann.

In Sonnesfeld also war Bürgermeisterwahl, und es hatte alles den gewöhnlichen Verlauf genommen. Zwar war keiner der Kandidaten auf den Einfall gekommen, wie der in einem Dörfchen des höchsten Vogelbergs. Der beschenkte ein halbes Jahr vor der Wahl jeden seiner Wähler mit einer grünen Zoppe. Jeden Abend zog er an der Spitze seiner in die Farbe der Hoffnung gekleideten Schar durch alle Dorfstraßen nach der Kneipe. Er hatte denn auch die Freude, daß er immer mehr grüne Zoppen hinter sich sah und als der Erwählte des Volkes aus der Wahlurne hervorging. Aber der Scherz hatte ihm 3000 Mark gekostet, während sein Gegner, der seine Zeit und seine Leute nicht verstand, nur 2000 Mark aufgewendet hatte. Sonst aber war in Sonnesfeld alles seinen guten Weg gegangen. Jede Partei hatte ein bestimmtes Wirtshaus als Hauptquartier; in jedem flossen Schnaps und Bier in Strömen. Es wurde gesungen, und wenn der Vogelberger Bauer singt, ist er betrunken, sonst singt er nicht. Sein Gesang erinnert auch an des Tacitus Germania; seitdem ich dort habe singen hören, habe ich eine Vorstellung von dem barditus bekommen. An den Thüren und Fenstern stehen die Dorfmaquaten und winken die andern herbei. Es wird „zum Besten gegeben,“ gestern Schnaps, heute Bier, auch Zigarren und Würste.

Die Gegenpartei hat freilich zwei Schweine geschlachtet, und die sind zum Teil bei dem Festessen draufgegangen, wobei geradezu Wunder der einem deutschen Magen verliehenen Fassungskraft vorkamen. Das erregt bei den andern Kopfschütteln. Das muß ausgeglichen, das muß überboten werden. Der Reichste der „Herren“ geht weg. Schmunzelnd sehen ihn die andern nach. Man weiß, welche That der Aufopferung für die gemeinsame Sache erfolgen, welcher Edelmut an den Tag treten wird. Richtig, er kommt wieder und giebt kund, daß er den Leuten seiner Partei eine Kuh schlachten und das Fleisch ebenfalls austheilen werde. Fast

andächtiges Staunen! — Ach, die Reichen! Ja, die können es! Begeisterter Jubel. Die Nachricht dringt hinaus auf die Straße, und bald kommen die und jene, die sich im Hauptquartier der andern schon stark angetrunken haben, um hier Fortsetzung zu halten. Es wird sehr spät, vielmehr sehr früh, bis man sich trennt. Ein Schleier über das weitere. — Das war am zweiten Abend vor der Wahl.

Des andern Morgens kam der Pfarrer von Westerde zu seinem Kollegen in Sonnefeld und fand ihn in größter Aufregung. Was ist denn hier los? das ganze Volk steht an den Hausthüren und an den Fenstern und läuft auf den Straßen zusammen. Und was ist bei dir los gewesen? Es roch nämlich in der Studirstube stark nach Pferden, Menschenschweiß und schlechtem Tabak. Der Bauer leidet meist noch an der Wasserscheu. An den Teilen des Körpers, die die Kleidung deckt, wäscht er sich überhaupt nicht, höchstens in der Soldatenzeit ist er ins Schwimmbassin gestoßen worden, seit der Zeit wäscht er sich erst recht nicht mehr. Das Ölen und Aufwaschen eines Zimmers hält er für die größte Thorheit. Er läßt alles zusammen, was zusammengekommen ist; die dicke schwarze Kruste auf der Diele beeinträchtigt sein Wohlbefinden durchaus nicht, Sonnabends streut die wirkliche Hausfrau reichlich Sand in die Stube, und damit ist die Stube sonntäglich gepuht. Ebenso hat der Bauer eine gründliche Scheu vor frischer Luft. Es ist ganz unsagbar, welche Atmosphäre meist in den Krankenzimmern herrscht, und wie Arzt und Pfarrer betteln und schelten müssen, bis einmal ein Fensterflügel geöffnet wird. Viele lassen der vielen Fliegen wegen, die in dem Schmutze fröhlich gedeihen, einen Zinken, das „Rotbrüstchen,“ frei in der Stube herum fliegen. Da dürfen Fenster und Thüre nicht geöffnet werden, sonst fliegt ja das „Rotbrüstchen“ fort. Wenn man in Italien aus guten Gründen Vorsorge trifft, den Kustode oder den Mauleseltreiber nicht zwischen sich und den Wind zu stellen — hier ist auch Italien.

Also, was ist bei dir los gewesen? fragte der Pfarrer von Westerde.

Ach, sagte der andre, weißt du denn das nicht? Morgen ist hier Bürgermeisterwahl. Die Sache geht gut. Eben sind die Leute fort. Wir kommen durch. Der Schwarzwald wird gewählt.

Ja, um Gottes willen, was hast du denn damit zu thun? Du wirst dich doch nicht in die Parteien gemischt haben? Das wäre doch die größte Dummheit, es wäre auch nicht recht.

Doch, sagte der andre, ich gehe mit. Ich halte zu den Leuten, die zu mir halten. Die andern stehen mir im Wege und ärgern mich, wo sie können. Diese thun mir alles zuliebe, sitzen auch im Kirchenvorstande. Ich gehe mit ihnen. Wir haben Großes erfommen. Wir fechten es durch. Der Schwarzwald wird Bürgermeister.

Aber warum sind dir die andern abhold geworden? Jedenfalls weil du es mehr mit diesen gehalten hast. Ich hätte es nicht gethan. Du machst dir die halbe Gemeinde zu Todfeinden und bist doch für die ganze Gemeinde da. Du ruinirst deine Stellung. Du machst dich unmöglich. Du handelst nicht klug und handelst nicht recht. Laß doch davon!

Die gut gemeinten und ernst gesagten Worte machten einigen Eindruck. Der Pfarrer versprach, er wolle es sich überlegen, und der treue Warner ging weg.

Des Nachmittags gingen die Wogen der Wahlbewegung abermals höher. Ein kräftiges Schreien oder Singen mehrerer Männer schallte durch die Hauptstraße. Siegesfrohe Gesichter auf der einen, zornrote auf der andern Seite begrüßten die viere, die von ihren Wahlfreunden auf der nahen Eisenbahnstation abgeholt und

triumphirend in das Dorf gebracht wurden. Warum der Schrecken auf der einen, der Jubel auf der andern Seite? Daß den verschuldeten Urwählern vor der Wahl von ihren Führern rasch die rückständigen Steuern bezahlt werden, um sie wahlfähig zu machen, daß Bestechungen, und zum Teil ganz sonderbarer Art, Annahme von Patenschaften, Verlobungen und andres mehr angewendet werden, um die unsichern Stimmen zu gewinnen, war fast immer vorgekommen. Jetzt aber hatte die eine Partei ein ganz neues Mittel ergriffen, um ihre Stimmenzahl zu vermehren.

Bei der großen Armut der kleinen Leute gehen viele auf Monate oder gar auf Jahre ins „Preussische,“ d. h. nach Westfalen. Dort verdienen sie als Tagelöhner bei Bauern oder als Arbeiter in den Kohlenbergwerken oder als Bauhandwerker mehr als zu Hause. Ihre Familie bleibt in Sonnefeld, und sie behalten dort ihr Bürger- und Stimmrecht. Nun hatten die Schlaumeier von diesen westfälischen Arbeitern vier kommen lassen. Sie bezahlten ihnen die Hin- und Rückfahrt, den ausfallenden Arbeitslohn und gaben ihnen dazu noch eine besondre Vergütung dafür, daß sie kämen und ihre Stimmen für ihre Partei abgaben. Da der Stand der Parteien sich die Wage hielt und eine Stimme vielleicht schon den Ausschlag gab, so schien jetzt der Sieg unwiderruflich entschieden. Die einen weinten vor Borne, die andern vor Freude, alle aber saßen wieder in ihren Hauptquartieren im Wirtshause, um zu dieser neuen Lage Stellung zu nehmen. Die jetzt des Sieges gewisse Partei ließ alles in Spirituosen auffahren, was ein Sonnefelder Herz nur wünschen konnte.

Die andern saßen düster zusammen. Es wollte ihnen nicht schmecken. Das war ein schlauer Streich gewesen. Die schon gewonnene Schlacht schien unwiederbringlich verloren. Was machen wir nun? sagte Schwarzwald zu seinen bekümmerten Freunden. Wollen wir den andern auch wählen? Wenn wir auch aller unsrer Stimmen sicher sind, wenn auch der Herr Pfarrer mit uns stimmt; durch diese vier sind wir geschlagen. Weiß keiner etwas, was hier zu machen wäre? — Der eine wußte dies, der andre das. Zuletzt wurde ein Plan erdacht und auch ausgeführt; der Plan glückte und entschied den Sieg. Das Beispiel des Einen mag uns sagen, wie es bei den vieren gemacht wurde.

Kaum ist der arme Andres von seinen Gönnern entlassen worden und nach seinem Häuschen gegangen, um nach seiner Frau und den zehn Kindern zu sehen, so geht die Thür auf, und der reiche Bauer Heinrich kommt mit freundlichem Schmunzeln und strahlenden Augen zu ihm herein. Ei guten Abend, lieber Andres, bist du denn auch wieder einmal da? Das ist schön von dir. Ein kräftiger Handschlag folgt, ein freundliches Wort zu der armen, aber fröhlichen Kindereschar. Die Familie fühlt sich außerordentlich geehrt, daß der reiche Herr Heinrich einmal zu ihr kommt und so freundlich mit ihr spricht. Ach ja, sagt der Andres verlegen lächelnd und sich hinter den Ohren kratzend, du weißt ja, wegen der Wahl. Nun, sagt der andre, was liegt an der Wahl! Du weißt doch, wir waren immer gute Kollegen zusammen. Weißt du nicht mehr, wie wir in der Schule dem Schulmeister die Knöpfe abschnitten und dann unsre Liebe kriegten? Weißt du nicht, wie wir mit einander in die Menscher [auf die Brautwerbung] gingen, ich zu der Lisbeth und du zu der Rät? War das nicht schön? Und jetzt wirst du deinen alten Kollegen nicht kennen wollen? Komm her, wir wollen mal eins zusammen trinken! — Der Andres sträubt sich noch etwas, aber die Freundlichkeit des sonst so hochmütigen Großbauern, die Aussicht, einen besonders geliebten grünen Schnaps zu bekommen, verschucht alle Bedenken. Er denkt: das nehme ich mit, und nachher gehe ich heimlich fort und zu den andern.

Auf einem Seitenwege kommen sie zum Wirtshause. Sie gehen an der Wirtsstube vorbei, wo es schon hoch hergeht, hinauf nach der Oberstube. Dort stehn Sopha und Polsterstühle, an der Wand hängen Goldtapeten und Öldrucke. Weiße Gardinen reichen bis zur Erde. Es wird dem armen Andres ganz feierlich bänglich zu Mute, wie er hierher geführt wird und sich an der Seite des reichen Herrn Heinrich aufs Sopha niederlassen soll. So ist er noch nicht geehrt worden. Es wird zu trinken bestellt; es entwickelt sich bald die herkömmliche Unterhaltung, die meist in Schnurren und Zoten besteht.

Ist er droben? fragt unten Schwarzwald leise. Ja, wird ihm geantwortet. Nun, dann gehn einmal drei Männer hinauf, und ihr wißt, was ihr zu thun habt. Bald sitzt Andres im Kreise fröhlicher Becher; es wird gegessen, getrunken, geraucht, was das Herz begehrt. Wie er fort will, hält man ihn an seinem Platze fest, und er läßt sich halten. Er merkt nicht, daß das Getränk immer stärker wird. Endlich ist es genug; seine Sinne schwinden; er ist total betrunken; er fällt um. Grinsend erheben sich die andern, tragen ihn in eine Nebenstube, schließen ab und lassen ihn bis tief in den Wahltag hinein schlafen.

Da wacht er auf; er will fort. Er kann nicht. Die Freunde von gestern Abend sind wieder da. Sie nehmen nun die Maske ab. Mit Drohungen und Versprechungen machen sie den beschämten armen Teufel mürrisch. Wenn er sich auf sein Gewissen beruft, das ihm nicht erlaube, so schmähsch sein Wort zu brechen, so wird ihm höhnißch entgegen gerufen: Ach, hast du denn auch ein Gewissen? Als ob der Arme auch das nicht haben dürfe! Wenn er jammern darauf hinweist, daß ihm nun die Hypothek gekündigt werde und er mit den Seinen auf die Straße müsse, so wird er darüber bald beruhigt. Einer der Magnaten verspricht ihm das Geld zu geringerem Zinsfuß zu leihen. Was die andern können, können wir auch, sagen sie. Und solche in der Wahlzeit abgegebene Versprechungen sind Ehrenschulden; sie werden sicher eingelöst.

So erlebte es die Gegenpartei, die den ganzen Abend, die ganze Nacht und den ganzen Morgen nach den rätselschaft verschwundenen westfälischen Kohlenarbeitern gesucht hatte, daß sie zur Wahlurne schritten, von ihren Todfeinden geleitet, und gegen sie, die sie gerufen hatten, ihre Stimme abgebend.

Als der Pfarrer, der bisher allem Drängen widerstanden hatte, noch in der letzten halben Stunde zur Wahlurne ging, war der Sieg entschieden. Schwarzwald war gewählt. Die vier charakterfesten Urwähler, denen es bei ihrem Verrat nicht wohl war, fuhren mit dem nächsten Zuge wieder nach Westfalen. In der ganzen Gegend, besonders auf den Jahrmärkten, sprach man mit der höchsten Anerkennung von dieser Schlaueit, die den Sieg errungen hatte. Das war einmal ein Stückelchen. Nein, der Schwarzwald, der pffiffige Kujon! Das hat er einmal gut gemacht!

Und nun erfüllte sich das Dorf mit wahrhaft höllischem Lärm. Die Schüler drängten sich zu den Aneipen, wo Brezeln und freier Trunk zu haben waren; bald wälzten sich Weiber betrunken auf der Straße. Die Wahlklub mußte sterben. Aber wo diese ungeheure Masse Fleisch auf einmal kochen? Auch dafür wurde Rat geschafft. Auf dem Anger wurden Kochlöcher gegraben, hoch loderende Feuer angesteckt, im Freien gegessen, getrunken, gejubelt und getanzt. Die Gemeinheit blühte und brachte Frucht. Wenden wir uns ab von dem ekelhaften Wilde.

Was hat denn der liebe Amtsb Bruder in seinem Gesicht? fragte einige Wochen später der Pfarrer von Westerode die Pfarrfrau von Sonnesfeld. Man sollte denken, er wäre in einer Kauferei gewesen, so zugerichtet sieht er aus.

Ach, sagte sie weinend, hätte er doch Ihrem Räte gefolgt! Was haben wir in dieser Zeit für Anfeindungen erfahren müssen! Wie viele Schmäh- und Drohbriefe haben wir erhalten! Die ganze Gegenpartei grüßt weder meinen Mann noch mich. Die Hälfte der Gemeinde bleibt aus der Kirche weg. Selbst die Kinder verweigern uns Gruß und Gehorsam. Nun hat er gestern Abend in der Schule einen siebzehnjährigen Jungen zurecht gewiesen und gehorft. Der Junge aber, riesenstark, wie er ist, hat meinen Mann an der Kehle gepackt und ihm das Gesicht zerkratzt. Er hätte ihn noch ärger zugerichtet, wenn ihn nicht die andern Jungen weggerissen hätten. Und zu dem allen wird mein Mann sich noch vor dem Landgericht wegen Überschreitung seiner Strafbefugnis und Mißhandlung zu verantworten haben. Die Gegenpartei hat bereits einem gewiegten Advokaten die Vertreibung der Sache übergeben.

Und so geschah es. Mein lieber Kollege wurde verurteilt; er hatte Monate zu warten, bis die Kratzwunden aus dem Gesicht verschwanden; er hatte von nun an die Hölle an dem Orte, wo er bisher in leidlichem Verhältnis mit allen gestanden hatte, und bloß darum, weil er gewählt hatte. Er mußte von der ihm wohlwollenden Behörde auf eine andre Stelle versetzt werden.

Warum ich diese Geschichte erzähle? Weil sie sich mit mehr oder wenig Änderungen überall auf dem Lande zuträgt, wo das direkte Wahlrecht ausgeübt wird. Die indirekten Wahlen verlaufen immer sehr anständig und ruhig. Da kommen die guten und besonnenen Elemente, an denen es nicht fehlt, zur Geltung. Unsere Landbevölkerung wird durch diese Art von Wahlbewegung schlecht und arm gemacht, und darum nehme man ihr dieses Danaergeschenk, dessen sie selbst müde ist, wieder ab.

Die Gemeinde, die ich bei meiner Erzählung vorzugsweise im Auge habe, war vor dreißig Jahren noch sehr wohlhabend, heute ist sie arm. Auch die Reichen sind durch die vielen Wahl-, Gerichts-, Advokaten- und Gefängnis-kosten heruntergekommen. Die Hälfte der Besitzer ist dem Bucherer zinsbar geworden und wird ihrem Schicksal in solchen Händen nicht entgehen.

Also fort mit dieser undeutschen Einrichtung, dem suffrage universel, das nicht auf deutschem Boden gewachsen ist und keinen deutschen Namen verdient, das wir in thörichter Ausländerei den Franzosen nachgeahmt haben — fort damit wenigstens für die Bürgermeister- oder Dorfvorsteherwahlen auf dem Lande!



Fürst Bismarcks Rücktritt



Obwohl von den Betrachtungen der Tageszeitungen überholt, können sich diese Blätter doch der Aufgabe nicht entziehen, auch ihrerseits über den Rücktritt des ersten deutschen Reichskanzlers ihre Meinung zu äußern, zu dessen äußerer und innerer Politik sich die Grenzboten allezeit bekant, die sie opferfreudig unterstützt haben. Für sie und ihren Leserkreis stand Fürst Bismarck so hoch, daß sie es nur aus tiefster Seele beklagen können, wenn die Umstände es erforder-